



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein deutscher Jesuit in portugiesischer Gefangenschaft.

An H. E. Frau von Oesterreich.

Die du so stark und mächtig bist,
Furchtbar wie Schlachtenreih'n,
Die du der Tapfern Hoffnung bist,
Wolle uns Führerin sein.
An unsre Fahne hefte den Sieg;
Segne die Krieger im Strauß.
Ueber dem rauschenden Schlachtengefeld
Breite den Mantel aus!

Daß sie nicht wanken, daß sie nicht flieh'n,
Stärke den fröhlichen Mut.
Nimm, die verwundet ein feindlich Geschoß,
Gnädig in deine Gut.
Gieß in die Schmerzen heilendes Del,
Lindere das grausame Los!
Und die zu Tode getroffen sind,
Bette in deinen Schoß!

Laß in der brechenden Augen Nacht
Leuchten dein Angezicht,
Deffne das palmengeschmückte Tor,
Führ' sie zum ewigen Licht.
Traulich ist dir der Doppelaar,
Falkenbezwingerin,
Was du für Habsburg einstens getan,
Trage es gütig im Sinn!

Da wo der Lorbeer am schönsten grünt,
Brich aus den Siegeskranz,
Wirf auf die Völker im alten Reich
Neuen, herrlichen Glanz.
Neig' dem geliebten Kaiser das Haupt
Tröste sein Angezicht:
Bring ihm den alten Habsburgerhort:
Franz, ich verlasse dich nicht!

Wo deine Säule am Hofe steht,
Wollen wir danken dir:
Zubelnd dir bringen Lieder und Gold,
Waffen und Fahnenzier!

M. von Greiffenstein.

Ein Feldpostbrief.

Von Fr. Leander Emhard, der vor Beginn des Krieges auf der Universität in Würzburg den theologischen Studien oblag und nun seit Monaten an der Front steht, ging uns folgender Brief zu:

C, 2. April 1915.

Hochwürdiger Vater Superior!

. Den ganzen Monat März über ging ich regelmäßig in Stellung. Gleich das erstemal erhielten wir heftiges Granatfeuer. Es war nachmittags 4 Uhr; kaum stand ich auf Wache, da ging es los. Ein Hagel von Granaten fiel auf unsern Schützengraben nieder. Alles rannte in einen andern Abschnitt, ich als Posten mußte natürlich stehen bleiben. Mindestens 15—20 Granaten schlugen im Umkreis von 5—10 Meter um mich ein, daß mir die Ohren klingelten und die auf-
fliegende Erde nur so auf mich niederprasselte. Ich dachte nicht anders, als die nächste würde mich in Stücke reißen. Wir hatten an diesem Tage 3 Tote und 20 Verwundete.

Am 12. März machten uns die Engländer einen Versuch. Sie kamen wirklich in unseren Graben herein, wurden aber mit Handgranaten so traktiert, daß der eine nur noch einen halben, der andere gar keinen Kopf mehr hatte. Immerhin betrugen auch unsere Verluste damals 20 Tote und 43 Verwundete; die Engländer aber hatten mindestens das dreifache verloren. Wer hier angreift, ist verloren, außer es gelingt ihm, den Gegner zu überrumpeln. Daher mußte in letzter Zeit die gesamte Mannschaft wachen bei Nacht. Von abends 6 Uhr bis morgens 8 Uhr standen wir mit aufgepflanztem Bajonett in unserm Schützengraben und hielten nach unsern lieben Vettern Ausschau. Denn nach den Notizen eines gefangenen englischen Offiziers war gerade hier ein umfassender Angriff zu erwarten. Zwischen M, und W wollten die Herren nach Belgien herein einbrechen. Mögen sie kommen, wir sind zum Empfange bereit! —

Am 27. März erhielt ich abends durch eine Gewehrgranate einen Prellschuß auf den Rücken. Nur der Mantel trug ein Loch davon, von einem andern Sol-

daten dagegen hing das Gehirn an der hinteren Grabenwand, er war natürlich sofort tot.

Wie oft dachte ich schon an unser liebes „St. Paul“ zurück, zumal in dieser Woche. Wie ganz anders ist es dort, und wie schön und feierlich wäre es erst in diesen Ostertagen gewesen! Doch wie Gott will!“

So Fr. Leander. Sein Kriegskamerad und Ordensgenosse, Frater Frumentius Reiner, der um diese Zeit ins Kolpings-Lazarett nach Köln kam, ist an seiner Verwundung so ziemlich genesen. Die durch eine Verletzung des Hüftknochens verursachte Wunde, welche ungemein stark eiterte, war doch gefährlicher, als man anfangs glaubte. Doch gelang es der Kunst der Ärzte, unter Gottes Beistand, das junge Leben zu retten. — Von den übrigen Mitgliedern unseres Missionshauses St. Paul, die noch im Kriege stehen, wissen wir zur Zeit nichts Besonderes zu berichten.

Ein deutscher Jesuit in portugiesischer Gefangenschaft.

(Missionsbericht aus dem 18. Jahrhundert.)

Der Held unserer Geschichte ist ein gewisser *M o r i z T h o m a n*. Er wurde geboren zu Langenargen am Bodensee im Jahre 1722 und zwar am selben Tag (19. April), an dem seine protestantischen Eltern zur katholischen Religion übertraten. Seine Studien machte er auf der Universität zu Innsbruck; er wollte *A r z t* werden und ging nach glücklich bestandnem Examen nach *R o m*, um sich hier der ärztlichen Praxis zu widmen.

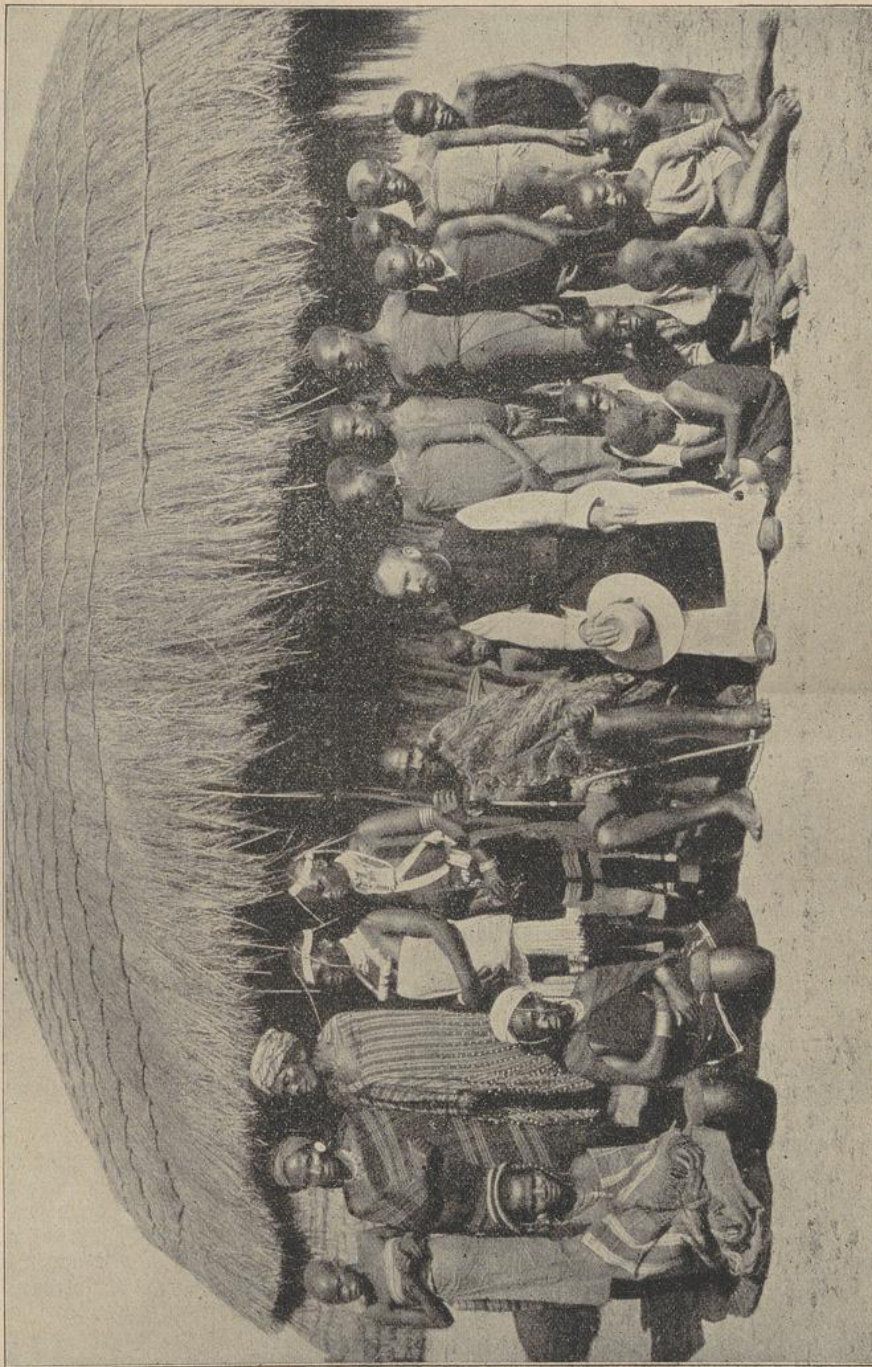
Doch seinem Fortkommen stellten sich in der fremden Stadt ungeahnte Schwierigkeiten entgegen, und da ihn anderseits eine unbezähmbare Lust beseelte, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, trat er in den Jesuitenorden ein, weil er gehört hatte, daß man dort taugliche Leute als Missionäre nach *I n d i e n* sucht. Sein Wunsch sollte erfüllt werden. Er wurde aufgenommen, bestand sein Probejahr zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und wurde im Jahre 1752 — er war also damals 30 Jahre alt — mit mehreren Gefährten

nach Bissabon geschickt, um sich von dort nach Indien einzuschiffen.

Die Fahrt ging für die damalige Zeit außerordentlich rasch und gut von statten; in Indien vollendete er zunächst in Goa seine theologischen Studien und bildete sich zu einem vorzüglichen Missionär aus. Nach fünf Jahren bekam er von seinem Provinzial die Weisung, sich nach der Jesuitenmission an der Ostküste Afrikas zu begeben. Die zweite Seefahrt war ihm weniger beförmlich; er erkrankte am sogenannten viertägigen Fieber, das ihm auch späterhin heftig zulezte und seine Gesundheit fast ganz untergrub. Als er nach 34tägiger Ueberfahrt endlich im Hafen von Mozambique landete — es war der 8. März 1757 — brachte man ihn sogleich ins dortige Jesuiten-Kollegium. Er mußte sich zu Bett legen und das Fieber nahm so zu, daß er irre zu reden anfing und seine Ordensgenossen in schwere Sorge um ihn gerieten. Ein erfahrener Arzt jedoch wußte die Krankheit wenigstens vorübergehend zu bannen, sodaß P. Thoman nach mehreren Wochen die Weiterreise nach Südafrika antreten konnte. Doch lassen wir fortan unserm alten Gewährsmann selbst das Wort:

„Am 24. April 1757,“ so schreibt er in seinen Lebenserinnerungen, „bestieg ich das Fahrzeug, das mich nach meiner Mission an den „Flüssen von Sena“ bringen sollte. Diese sogenannten Flüsse von Sena sind ein Strich Landes, der etwa so groß ist wie Tirol und sich an beiden Ufern des Sambesi-Flusses hinzieht. Diese Gegend wurde vor vielen Jahrzehnten vom Kaiser von

Monomotapa gegen einen jährlichen Tribut an die Portugiesen abgetreten. Die Abgabe besteht in einem roten Sammettissen, einem schönen Sessel und sonstigen Kleinigkeiten. Zugleich mit dem Tribut schickt man ihm auch



Beim Kaffernhäuptling Bhefameva auf Beisch. (P. Florian Rauch, Superior von Mariatrost.)

die Ablösung seiner aus 15—20 Mann gebildeten portugiesischen Leibwache. Jeder Europäer, der dazu ausgewählt wird, schätzt sich glücklich, vor allem der Kapitän selbst, denn sie werden von seiner schwarzen Majestät gut gehalten und königlich belohnt, vorausgesetzt, daß sie ihm

zu schmeicheln verstehen und ihm einige europäische oder indische Lieblingsachen mitbringen.

Die Fahrt von Mozambique nach der Ostküste Südafrikas ist wegen der vielen, dem ganzen Wege entlang zerstreut liegenden kleinen Inseln, Klippen und Sandbänken höchst gefährlich, und war für mich umso unangenehmer, weil mich neuerdings das viertägige Fieber befiel, wenn auch nicht mehr so heftig wie das erstemal. Der Wind war übrigens fortwährend günstig, und so befanden wir uns schon nach zwölf Tagen auf der Höhe der Festung Tangelane (umweit der Stadt Quilimane), wo wir landen sollten. Sonst herrscht auf den Schiffen beim Anblick des ersehnten Hafens große Freude; hier aber war wegen der großen Gefahren, womit die Einfahrt verbunden ist, das gerade Gegenteil der Fall. Das Wasser hat hier nur eine geringe Tiefe und gerade dem Hafen gegenüber liegen zwei Sandbänke, an welchen die Schiffe leicht stranden. Nur selten gelingt es ihnen, sich wieder loszumachen, so daß sie infolge der heftigen Brandung in Stücke zer schlagen und von der ganzen Besatzung oft kein einziger gerettet werden kann. Die sonst so helle und klare See gleicht an dieser Stelle einer Kotschlache und wird obendrein durch Krokodile unsicher gemacht. Alles gar wenig einladende Dinge zu einer Landung; dennoch mußte sie gewagt werden.

Wir fuhren also auf die Festung zu. Dort hatte man uns schon bemerkt und mit den üblichen sechs Kanonenschüssen begrüßt. Als sie aber sahen, wie bedenklich nahe wir an einer der genannten Sandbänke vorbeistreiften, fingen sie laut für uns zu beten an. Der Himmel half; am 6. Mai 1757 liefen wir glücklich im Hafen ein.

Als der Missionär vom benachbarten Quilimane von meiner Ankunft hörte, erschien er sogleich auf dem Schiff und wir freuten uns herzlich, einander wieder zu sehen, denn wir waren alte Freunde und hatten zusammen in Goa die theologischen Studien betrieben. Er führte mich gleich in seine Wohnung, hier Residenz genannt, und erwies mir alle nur erdenklichen Freundschaftsbeweise. Hier möchte ich gleich erwähnen, daß man in diesen Missionsgegenden unter Residenz keineswegs ein großes, vornehm eingerichtetes Gebäude zu verstehen hat, sondern in der Regel ein kleines, recht primitiv ausgestattetes Haus, das von einem Missionär, zuweilen auch von einigen seiner Gehilfen bewohnt wird.

Um jene Zeit wurde mein Freund zum Visitator der ganzen südafrikanischen Mission ernannt und mußte sich daher nach Sena, dem Haupt- und Zentralkpunkt derselben, begeben; ich aber erhielt den Auftrag, vorläufig, bis ein anderer Missionär käme, seine Stelle in Quilimane zu vertreten. Das war für mich keine kleine Aufgabe, denn erstens war ich der Landessprache noch nicht mächtig, und zweitens war ich krank. Das viertägige Fieber hat mich zwar verlassen, dagegen wurde ich kurz nach meiner Ankunft von einer schweren hitzigen Krankheit heimgesucht, die mich an allen fünf Sinnen angriff und meine Lebenskraft total erschöpfte. Ein europäischer Arzt war nicht da, geeignete Heilmittel gab es auch nicht, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich der hier üblichen Schwitzkur zu unterwerfen, die mir völlig fremd war und zuerst als wahre Nothkur vorkam. Die Prozedur war folgende: Ich mußte im Adamskostüm auf einem durchbrochenen Sessel Platz nehmen, unter den man einen großen, mit heißem Wasser und Kräutern gefüllten Kessel stellte; dann deckte man mich bis über den Kopf mit mehreren Wolldecken zu, und ich konnte nun

in diesem Bratofen schwitzen und schmachten wie der Dulder Job.

Ein paarmal hielt ich es aus, dann aber griff ich — ich war ja selber Doktor — zum Abberlaß und zu abführenden Mitteln, was mich wenigstens soweit wiederherstellte, daß ich am Feste des hl. Ignatius, unseres Ordenspatrons, wieder die hl. Messe lesen konnte. Noch am gleichen Tage kam mein Nachfolger an. Ich war also frei und bestieg sogleich, ob schon noch äußerst schwach, ein von zwölf Ruderern geleitetes Schiffchen, das mich hübsch langsam den Sambesi hinauf nach Sena brachte.

Sena ist der Sitz eines portugiesischen Gouverneurs und eines Generalvikars in geistlichen Dingen. Die Pfarrei wird von den Dominikanern versehen; Augustiner, Franziskaner und barmherzige Brüder sind nur vorübergehend dort, um sich von ihren Missionsarbeiten zu erholen oder um Almosen zu sammeln. Der Ort hat auch eine Festung; sie ist bloß aus grünen, d. h. an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut, reicht aber hin, um die Schwarzen, die keine Feuerwaffen haben, im Zaume zu halten.

Beinahe ein volles Jahr blieb ich in Sena als Gehilfe meines Freundes, des vorhin genannten Visitators. Leider war ich fast immer krank und unwohl; oft bestieg ich als Fastenprediger die Kanzel mit heißem Fieber im Leib. Hier möchte ich bemerken, daß in allen den Portugiesen gehörenden Orten, sowohl in Indien, wie in Afrika in portugiesischer Sprache gepredigt wird; denn die Sprachen der Eingebornen sind so verschieden, daß man unmöglich alle erlernen kann. Dazu fehlt ihnen in religiösen Dingen vielfach das geeignete Wort. Wo sollten sie ein Wort hernehmen für Sakrament, Taufe, Priesterweihe und viele andere Dinge, von denen sie bisher nicht den geringsten Begriff hatten? Die Portugiesen lernen von der Sprache der Schwarzen nicht mehr als unumgänglich notwendig ist, um mit ihnen Handel treiben zu können und im Verkehr nicht hintergangen zu werden. Die Kaffern und alle Eingebornen, die mit Weißen verkehren wollen, sind also gezwungen, deren Sprache zu erlernen. Wo das nicht geschieht, nimmt man seine Zuflucht zu einem Dolmetsch, so man einen hat.

Da alle Bemühungen, meine Gesundheit wiederherzustellen, fruchtlos blieben, schickte mich der gute Vater Visitator im Mai 1759 nach Tete, dem äußersten Punkt, den die Portugiesen in Monomotapa besitzen. Dort ist gesündere Luft; das bessere Klima sollte mich kurieren. Tatsächlich erholte ich mich dort in kurzer Zeit und kam von Tag zu Tag immer mehr zu Kräften. An Arbeit fehlte es mir gottlob nicht, denn es hieß, an allen Enden und Ecken neu anfangen. Die Mission war, Gott sei's geklagt, in vollständige Unordnung geraten; alles war in Trümmer gegangen. Ich fand nicht einmal einen Menschen, der mir das nötige Brot gebacken hätte, so daß ich mich gezwungen sah, einen portugiesischen Herrn um solches anzusprechen. Wie war das gekommen? Mein Amtsvorgänger war sonst kein übler Herr, hatte aber durch übergroße, unzweckmäßige Strenge alle schwarzen Dienstleute und Sklaven aus der Mission vertrieben. Sobald diese aber hörten, daß ich sanfterer Gemüthsart sei und daß man recht wohl mit mir verkehren könne, kamen sie zurück, und wir lebten recht vergnügt miteinander.

Als ich alles schön in Ordnung gebracht hatte und eben anfang, mich glücklich und heimisch zu fühlen, traf

der Befehl ein, ich sollte mit einem zweiten Jesuiten, einem Genuesen, die Mission in Marangue übernehmen. Marangue liegt eine halbe Tagreise südlich von Tete am Ufer des Sambesi, in einer Einöde versteckt, in die sich nur selten ein Europäer verirrt; nur Schwarze und wilde Tiere haufen daselbst. Dennoch gewöhnte ich mich leicht und schnell an alles; nach kurzer Zeit hielt ich es kaum der Mühe wert, einen Blick nach den Elefanten zu werfen, die in ganzen Herden an meiner Wohnung, die übrigens durch eine gut gebaute Ringmauer geschützt war, vorüberzogen.

Die Missionsverhältnisse waren ähnlich wie in Tete. Ich traf alles in Verwirrung; kein einziger Diensthote war da und selbst der Muhajambo, wie die Schwarzen ihren Vorsteher nennen, hatte die Flucht ergriffen. Mein Vorfahrer, ein Deutscher aus Olmütz, hatte sie durch seine Schärfe vertrieben, und ich hatte Mühe, sie alle wieder aufzufuchen und zusammenzubringen. Doch es gelang; mit Geduld, Liebe und Gottes Segen gelingt alles. So lebte ich in meinem neuen afrikanischen Heim, weitab vom Lärm und Streite der Welt, fröhlich und gesund und hätte mit keinem König getauscht.

Im Laufe der Zeit nahm ich auch die Güter der Mission in Augenschein und setzte mich so in die Lage, der mir anvertrauten Gemeinde mit Nutzen vorzustehen, als plötzlich und ganz unvorhergesehen ein Ereignis eintrat, das mit einem Schlage all meine Pläne und Hoffnungen vernichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Dom Rechtswesen unter den Kaffern.

An sich hat der Schwarze vor jeder bestehenden Autorität einen gewaltigen Respekt. Was immer besteht,



Die ABC-Schützen unserer Missionsstation Kevelaer. (Schwester M. Herberia, C. P. S.)

steht bei ihm zurecht. Ein geschriebenes Recht gibts bei ihnen selbstverständlich nicht, wohl aber eine Tradition. Alte Rechtsfälle werden mit großer Treue von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Rechtsanwälte in unserem Sinne gibts auch nicht; jeder verteidigt sich und seine Freunde nach bestem Wissen und Können. Das Volk ist